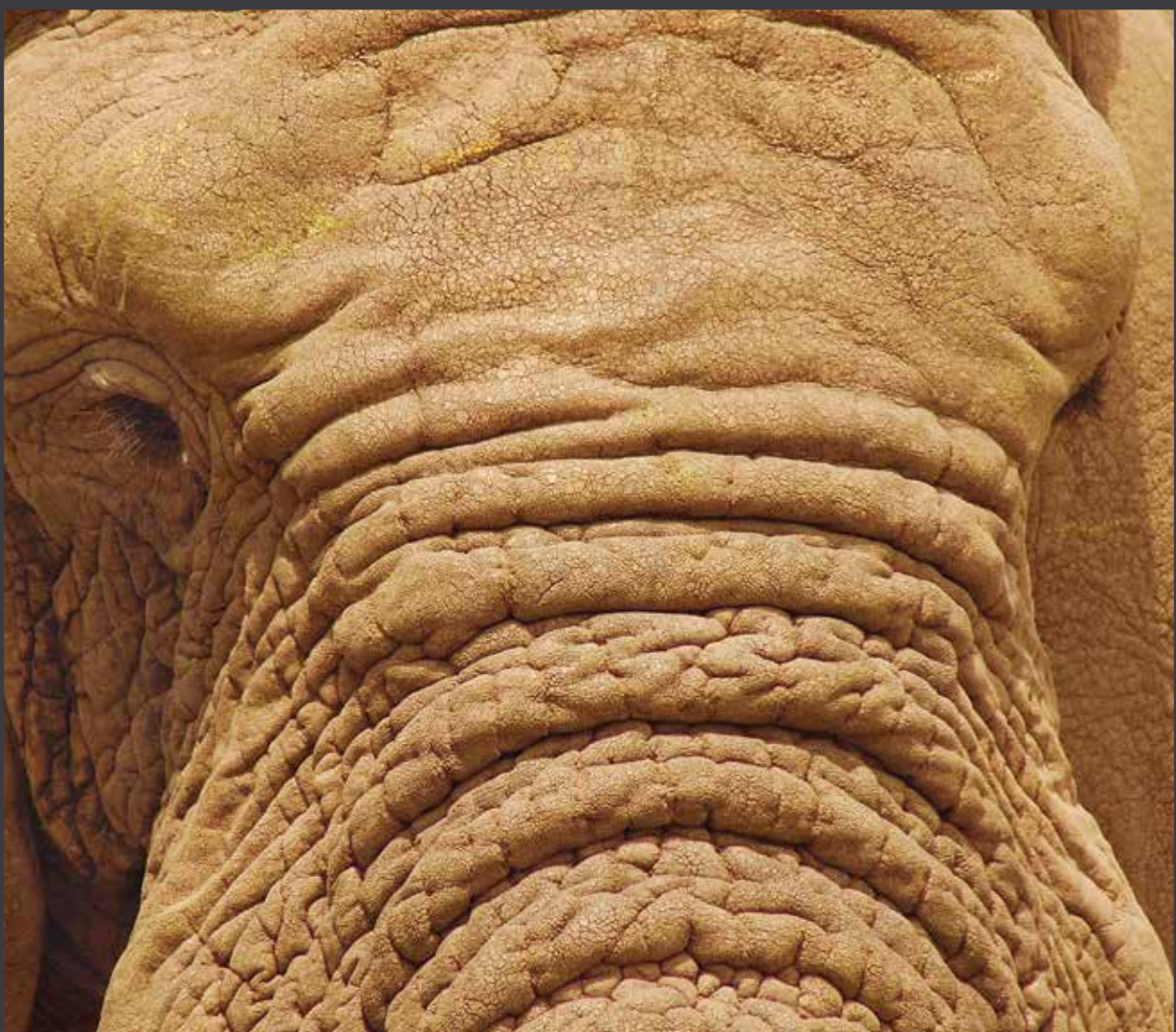




HABARI

Zeitung der Freunde der Serengeti Schweiz (FSS)

28. Jahrgang Nr. 3/13



**Kampfansage an die Elefanten-Wilderer
Die Auflösung der Parkgrenzen
Betrogenes Afrika**

Editorial

Herr Sisyphus und der Wildtierschutz



Im altgriechischen Mythos war das Los des Sisyphus hart. Seine Aufgabe wurde nie vollendet. Immer, wenn er den Felsbrocken fast an den befohlenen Platz auf dem Berg gerollt hatte, donnerte der Stein wieder ins Tal hinunter – und die Arbeit begann von vorn. Diese Sisyphus-Arbeit hat durchaus Parallelen zum Wildtierschutz in Afrika. Immer wieder müssen Rückschläge entgegengenommen werden. Ich erinnere an den Verlust zweier Nashörner durch die Wilderei vor zwei Jahren in der Serengeti. Oder auch an den Tod von zwei sehr gut gegen Wilderei geschützten Nashörnern durch Krankheiten oder Unfälle in jüngster Zeit.

Aber trotz all dieser Rückschläge ist die gesamte Population unseres Wappentieres in der Serengeti in den letzten Jahren stetig gewachsen. Hätten unsere Partner in diesem Nationalpark und auch wir selbst resigniert, wäre dieser Erfolg wohl kaum zu erreichen gewesen.

Der Stein des Sisyphus wird aber leider auch künftig wieder zu Tale rollen und von uns besondere Anstrengungen erfordern. Der FSS sieht seine Aufgabe jedoch nicht ausschliesslich in Afrika. Wir wollen auch hier, in der Schweiz, zu einem besseren Verständnis der Zusammenhänge in der Natur beitragen. Wir möchten, dass unsere Landsleute vermehrt realisieren, wie ernst die Situation beim Naturschutz, bei den Energieressourcen und auch bei der CO₂-Problematik ist. Nicht nur in Afrika, vor allem auch bei uns. Sicher ist: Es gibt noch viel zu tun! Zu viele Menschen verschliessen immer noch die Augen vor den Herausforderungen unserer Zeit. Sie wollen die Realität nicht sehen.

Wenn so stumpfsinnige Fernsehsendungen wie die «Reality Queens auf Safari» einer deutschen Fernsehkette noch Produzenten und ZuschauerInnen finden, ist noch ein weiter Weg der Sensibilisierung zu gehen. Die jungen Frauen aus Deutschland führen sich in einer als «Überlebenscamp» missbrauchten Massai-Siedlung derart lächerlich und respektlos auf, dass die beleidigende Sendung geradezu nach einer Entschuldigung an die TansanierInnen ruft. Jedenfalls ist die Sisyphus-Arbeit ein hartes, aber gutes Training. Wir fahren überlegt und hartnäckig fort mit unserem Engagement. Lesen Sie unser HABARI: Es berichtet diesmal in einem weiteren Zusammenhang über die ausufernde Wilderei. Sie bestimmt wieder vermehrt unsere Aktivitäten und ist leider immer noch die weitaus grösste Herausforderung, der wir uns als FSS in Ostafrika zu stellen haben.

Beni Arnet, Präsident FSS

« Highlights »

Geraubt: Betrogenes Afrika	9
Erlebt: Auflösung der Nationalparkgrenzen	10
Erkannt: Klimawandel schädigt die Ozeane	11

Habari-Impressum

Ausgabe: 28. Jahrgang, Nr. 3/13, Oktober 2013

Die Zeitschrift erscheint 4x im Jahr.

Auflage: 2000 Exemplare

Herausgeber: Verein Freunde der Serengeti Schweiz (FSS)

FSS-Vorstand: Beni Arnet, Präsident; Robert Bickel, Kassier

Sekretariat FSS, Inserate: Marisa Suremann, Postfach, CH-8952 Schlieren. PC: 84-3006-4

Tel.: +41 (0) 44 730 75 77, Fax: +41 (0) 44 730 75 78

www.serengeti.ch, info@serengeti.ch

Redaktion: Ruedi Suter, Pressebüro MediaSpace, Postfach, CH-4012 Basel

Tel.: +41 (0) 61 321 01 16, E-Mail: fss@mediaspace.ch; Monica Borner

Titelbild: Elefant; © Foto by Gian Schachenmann

Leserbriefe: Bitte an die Redaktion. Kürzungen vorbehalten.

Wissenschaftliche Beratung: Zoologin Monica Borner, Thalwil, und

Zoologe Dr. Christian R. Schmidt, Küssnacht

Layoutkonzept: provista/ konzeptbar

Prepress: konzeptbar, Werbung & Kommunikation

Rebgasse 53, CH-4058 Basel, Tel.: +41 (0) 61 690 26 30, info@konzeptbar.ch

Druck: Reinhardt Druck, Basel – Papier: Cocoon

Habari-Abonnement im Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Der FSS ist ZEW-Mitglied.

Habari heisst «Nachricht» auf Kiswahili.



Foto: Gian Schachenmann



VON RUEDI SUTER

Erdnüsse hätten es sein sollen. Ausschliesslich Erdnüsse, gut verpackt in 240 Säcken, die in einem Container nach Malaysia verschifft werden sollten. So jedenfalls war die Schiffsladung im kenianischen Hafen von Mombasa am Indischen Ozean deklariert worden. Aber die Säcke enthielten nicht nur die Nüsse, in ihnen waren auch 382 Elefantenzähne und 62 weitere Elfenbein-

Präsident Obama erklärt den Krieg

Das Auffliegen immer neuer Fälle von Elfenbeinschmuggel wirft ein grelles Schlaglicht auf die alarmierende Situation der afrikanischen Elefanten. Nun hat US-Präsident Barack Obama den Wilderer-Syndikaten im speziell betroffenen Tansania den Krieg erklärt. Doch hinter der zunehmenden Wilderei in Afrika steckt mehr als nur nackte Profitsucht.



Ungewisses Schicksal

stücke versteckt worden. Das entdeckten am 9. Juli Ermittler bei einer Kontrolle im Hafen. Sie zerrten nach Auskunft des Kenya Wildlife Service (KWS) insgesamt 3 287,21 Kilo Elfenbein ans Tageslicht.

Einige der Zähne erreichten eine Länge von bis 1,8 Metern. Elefanten mit derart prächtigen Stosszähnen sind immer seltener, da sie bei den illegalen Elefantenjägern heiss begehrt sind und rücksichtslos gewildert werden. Wie Arthur Tuda, der zuständige KWS-

Vizedirektor gegenüber den Medien erklärte, stammten die getöteten Träger wohl aus den Savannen des zentralen, östlichen und südlichen Afrikas: «Diese Stosszähne sind sehr lang und wurden Elefanten entrissen, die älter als 50 Jahre waren.»

Ganze Herden

Bereits am 3. Juli flog ein Elfenbeinschmuggel mit Ziel Malaysia im Hafen von Mombasa

auf. Dabei wurden in einem Container 1 294,2 Kilo Elfenbein sichergestellt, sorgfältig verpackt zwischen getrocknetem, also scharf riechendem Fisch, um spezialisierte Suchhunde in die Irre zu führen. Einige der Stücke waren bereits geschnitzt, andere noch in Rohform. Exportpapiere erhärten den Verdacht, dass dieses Elfenbein aus Uganda kommen könnte. Das vermehrte Auffliegen von geschmuggeltem Elfenbein in Kenia ist auf die verstärkten Anstrengungen des KWS und



Foto: IFAW, D. Willets

Beschlagnahmung, Kenia

der kenianischen Zoll- und Polizeibehörden zurückzuführen. Über den Indischen Ozean wurde in den letzten Jahren das Elfenbein ganzer Elefantenherden mit der End-Destination China nach Asien verschifft. Auch

im Hafen des tansanischen Dar-es-Salaam fliegen immer wieder illegale Ladungen auf. Dennoch wird nur ein Bruchteil des illegalen Elfenbeinhandels entdeckt. Die meisten Elefanten werden heute in Ostafrika getötet

– dort also, wo (neben Südafrika) auch noch die grössten Herden in einer zunehmend von Menschen besiedelten Landschaft umherwandern. In Westafrika gibt es fast keine Elefanten mehr und in letzter Zeit sind auch die Wald-

Erfolg gegen Elefantenwilderer

Erfolgreicher Schlag gegen den internationalen Elfenbeinhandel: Im Juli verhaftete Interpol 66 Kriminelle und beschlagnahmte 50 Stosszähne, 3918 Elfenbeingegenstände, 88 Militärwaffen und 40 000 US-Dollar in bar. Die Operation lief über fünf Monate, und sie umfasste die Zentralafrikanische Republik, die Republik Kongo, die Elfenbeinküste, Liberia und Guinea. Die Strafverfolger konfiszierten überdies 148 Tiererteile und 222 lebende Tiere, worunter Krokodile und Papageien, die für den illegalen, weltweiten Wildtierhandel vorgesehen waren. Der Coup gegen die Verbrecher führte Interpol in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Tierschutz-Fonds (IFAW) aus. Es sei sehr wichtig, erklärte Céline Sissler-Bienvenu, Leiterin der IFAW-Elfenbeinkampagne im frankophonen Afrika, dass die internationalen Strafverfolgungsbehörden koordiniert vorgehen und in den Herkunftsländern des Elfenbeins an-

fangen: «Nur so haben wir eine Chance gegen die Verbrecher-Syndikate, die hinter dem Elfenbeinhandel stecken.» Im Vorfeld der Operation finanzierte der IFAW in der Elfenbeinküste ein Training für Beamte der teilnehmenden Länder, um neue Techniken zum Auffinden und Beschlagnahmen zu lehren und Erfahrung und Expertise auszutauschen. Im Jahr 2012 wurden 34 Tonnen illegales Elfenbein beschlagnahmt. Das sei die grösste Menge seit Beginn der Aufzeichnungen vor 24 Jahren – und 35 Prozent mehr als im Jahr davor, wo 24,3 Tonnen sichergestellt wurden, meldet der Internationale Tierschutz-Fonds. Dieser arbeitet seit 2005 mit Interpol zusammen am weltweiten Ausbau der Kapazitäten im Bereich Strafverfolgung und Aufdeckung von Wildtierkriminalität.



Foto: Gian Schachenmann



Foto: IFAW



Jagd

elefanten im zentralen Afrika (Kongobecken) von Rebellen, Wilderern und Armeangehörigen derart dezimiert worden, dass ihre baldige Ausrottung befürchtet wird. Nun sind auch wieder die Elefantenbestände in Ostafrika rasant am Schwinden. Die Tötungen werden mit den Massakern in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts verglichen, wo bereits geschätzte 60 Prozent des Elefantenbestandes vernichtet wurden. Heute schätzen Umweltorganisationen und Regierungsstellen, dass jährlich Zehntausende von Elefanten – bis zu 50 000 – abgeschossen, vergiftet oder über Felsen gejagt werden, um an das lukrative Elfenbein heranzukommen. Das Tanzania Wildlife Research Institute versuchte im Mai den Aderlass zu beziffern: Die Zahl der Elefanten im Land sei von 109 000 im Jahr 2009 auf unter 70 000 Tiere im Jahr 2012 gesunken.

Sicher ist: Die Gewinne aus Wilderei und illegalem Wildtierhandel haben laut ExpertInnen unterdessen die Milliardengrenze überschritten. Dabei operieren die offensichtlich bestens organisierten Wilderer-Syndikate mit wachsender



Bedroht: Kaffern-Büffel

Brutalität auch in den Nationalparks. Und natürlich in den häufig völlig unzulänglich überwachten Wildschutzgebieten wie dem riesigen Selous Game Reservat in Südtansania, dem noch grössten Elefantengebiet Afrikas.

DNA-Analysen zeigten, dass das meiste beschlagnahmte Elfenbein von den «killing fields» des Selous stammen muss. Undercover-Recherchen von Medienleuten und Organisationen wie der Environmental Investigation Agency (EIA) wiesen überdies nach, dass Dar-es-Salaam heute der womöglich grösste Umschlagplatz für gewildertes Elfenbein ist, Regierungsleute involviert sind und das «weisse Gold» mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit via Diplomatenkanäle nach China geschafft wird. Ein offenes Geheimnis ist, dass auch Angehörige der tansanischen Ranger- und Polizeitruppen auf den Gehaltslisten der Wilderei-Bosse stehen. Erst Ende Juli wurden in Dar-es-Salaam zwei Polizeioffiziere wegen Verdachts auf Mithilfe verhaftet.

Wildtiere in Gefahr

Die Situation ist so verzwickelt wie alarmierend, weil die Besetzung der afrikanischen Wildnis in den letzten Jahren durch Armeen, Rebellen, Banden oder Siedelnde, durch Rohstoffkonzerne oder durch die Jagd- und Tourismusindustrie scheinbar unaufhaltsam fortgeschritten ist. Der Vormarsch der Menschen mit ihren Begehrlichkeiten raubt den Wildtieren ihre letzten Lebensräume. Sie müssen weichen, werden gejagt und langsam aber sicher der Ausrottung entgegengetrieben: Elefanten, Nashörner und Menschenaffen. Aber auch Löwen, Büffel, Flusspferde, Giraffen, viele Vogelarten wie Papageien und Geier, Antilopen, Echsen, Fische – keine Art, die verschont bliebe.

Die Geschichte der Wildtiere zeigt auf der ganzen Welt, dass sie langfristig immer dem Menschen weichen mussten. Davon zeugt auch das aktuelle Totschiessen jedes Wolfs oder



Massakrierte Elefanten



Bedroht: Spitzmaulnashorn

Bären, der sich in die Schweiz zurückwagt und sich nicht «anständig» benimmt. In den armen Ländern mit hoher Geburtenzahl dient die Wilderei zunehmend aber auch der notwendigen Nahrungsbeschaffung. Dies insbesondere in Afrika, dessen heute 1,1 Milliarden Menschen zählende Bevölkerung sich gemäss UNO bis Ende Jahrhundert gar vervierfachen soll. Jemand, der Hunger hat – und das haben viele Menschen in den Entwicklungsländern –,

dem ist das Sattwerden weit wichtiger als der Artenschutz. Wer dies als Satter oder als Satte nicht wahrhaben will, blendet einen der – vermeidbaren – Hauptgründe der Wilderei aus.

Schlachtorgien

Ein weiterer Irrtum ist zu glauben, in den oftmals riesigen und schlecht kontrollierten Nationalparks oder Schutzgebieten wür-

den die Wildtiere vor Wilderern und illegalen Tierfängern verschont. Die Realität sieht anders aus. Schon im Juli 2010 haben englische Zoologen in einer Studie belegt, dass bedrohte Tierarten nicht einmal in den Schutzgebieten sicher sind. Die Forschenden um Ian Craigie von der Universität Cambridge und der Zoological Society of London untersuchten Daten der Jahre 1970 bis 2005 von rund 70 Säugerarten in 78 Schutzgebiete-



Foto: Gian Schachermann

Bedroht: Flusspferde

ten Afrikas. Das auch für sie überraschende Resultat: Die Bestände der grossen Säuger schrumpften in den letzten Dekaden um fast 60 Prozent. Als Gründe nannten sie das Fehlen von Geld und Personal in den Schutzgebieten, die rasche Zerstörung der Lebensräume sowie die Wilderei. Betroffen sind auch so bekannte Parks wie die tansanische Serengeti und der angrenzende Masai Mara in Kenia.

Im über 50 000 Quadratkilometer weiten Selous-Schutzgebiet in Tansania haben die Wilderer beim Abschlichten vor allem der dort lange Zeit zahlreich lebenden Elefantenherden leichtes Spiel, weil den ohnehin unterdotierten Rangern Geländewagen, Boote, Helikopter sowie moderne Waffen und Kommunikationsmittel fehlen. Die frustrierende Realität: Die Wildhüter und

Ranger dieser Welt sehen sich immer besser organisierten und mit Kriegswaffen ausgerüsteten Tiermördern gegenüber. Es herrscht ein permanenter Buschkrieg, bei dem die Wilderer den Rangern dank weit besserer Ausrüstung und Organisation oftmals überlegen sind. Die Wilderei hat nun gerade auch im einst überaus wildreichen Ostafrika derart schreckliche Dimensionen angenommen, dass sie sogar von US-Präsident Barack Obama während seiner Visite anfangs Juli beim tansanischen Präsidenten Jakaya Kikwete thematisiert wurde.

Obamas Task Force

Als Geschenk hatte Barack Obama das Versprechen mitgebracht, eine Spezialeinheit (Task Force) aufzustellen und eine Strategie zu



Foto: TZE/uspres

US-Präsident Obama besucht Tansania



Bedroht: Löwen

entwickeln, die den international agierenden und riesige Gewinne einfahrenden Wilderer-Syndikaten das Handwerk legen sollen. Dabei sollen in Tansania auch Drohnen zum Einsatz kommen. Die Wildtiere Afrikas seien nicht zu trennen von der afrikanischen Identität und dem Wohlstand, versicherte der US-Präsident am ersten Juli anlässlich einer Medienkonferenz in Dar-es-Salaam. «Die Wilderei und der Handel mit Tieren gefährdet Afrikas Fauna», kritisierte Obama. Und: «Die ganze Welt hat die Verantwortung, Afrikas Schönheiten für die zukünftigen Generationen zu erhalten.»

So haben die Vereinigten Staaten von Amerika, daheim ebenfalls von der Wilderei betroffen, Grosses vor. Das State Departement

will unter anderem 10 Millionen US-Dollar lockermachen, um insbesondere Südafrika, Kenia, Tansania und weitere Staaten in ihrem Kampf gegen die Wilderei zu unterstützen. Seit längerem schon wird auch von US-Aufklärungsdrohnen gesprochen, die gegen die teils hoch technisierten Wilderei-Gangs eingesetzt würden. Denn gerade in dem bislang gut geschützten Südafrika setzen vor allem asiatische Gangster Helikopter und Präzisionsgewehre ein, um – mit Hilfe von südafrikanischen Insidern – Nashörner zu wildern. Der grösste Gegner der Anti-Wilderei-Anstrengungen wird freilich die einheimische Korruption in den betroffenen Staaten bleiben. Denn sie bestimmt häufig



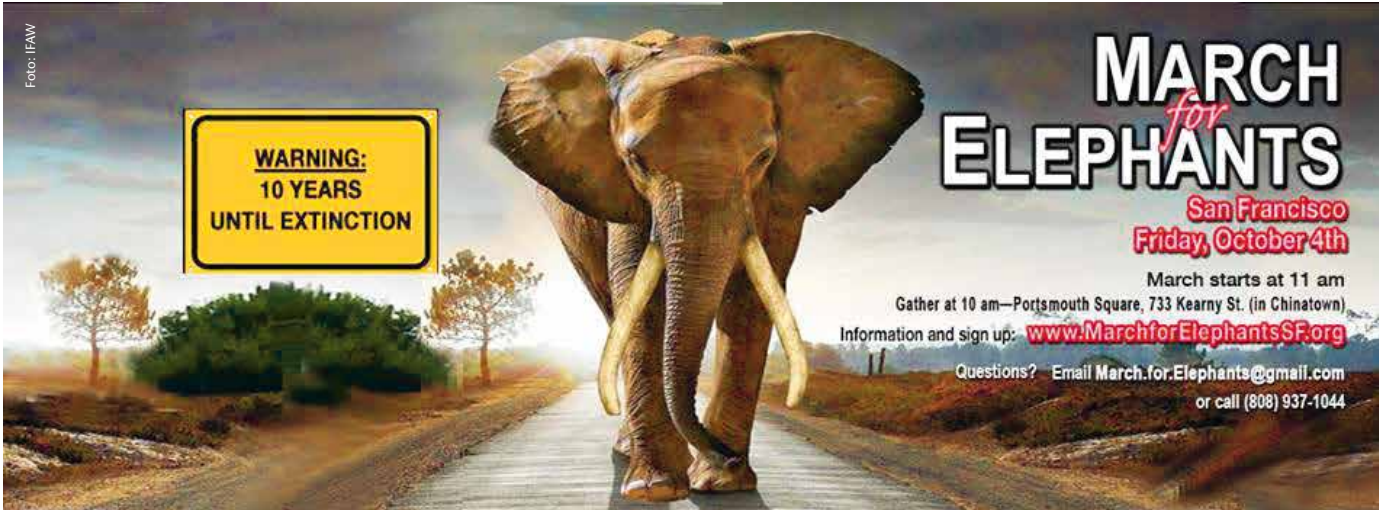
Bedroht: Gorilla



Bedroht: Pfirsichköpfchen-Papageien



Bedroht: Gepard



auch das Tun oder Wegschauen von Verwaltungs- und Regierungsstellen.

Ob die von Obama angestossenen Massnahmen auch draussen im Busch greifen und beispielsweise die letzten Elefanten retten können, das wird sich erst zeigen müssen. Skeptiker und Skeptikerinnen zweifeln. Sie meinen, den Wildererbanden sei nur mit gleichzeitigen und entschlossenen Militär- und Polizeiaktionen beizukommen, aber auch mit einer Verbesserung der Lebensumstände armer Menschen und für die absehbare Zeit auch mit einem Stopp des Bevölkerungswachstums. Damit würde sich die Lage der heute so gehetzten Elefanten merklich bessern – vorderhand jedenfalls.

Für den Schutz der Elefanten, Nashörner, Menschenaffen, der Vogel- oder der Unterwasserwelt, um einige Beispiele zu nennen, setzen sich heute auf verschiedensten Ebenen praktisch alle in Afrika tätigen Umweltschutzorganisationen ein. Dass gegen die moderne Wilderei noch wesentlich entscheidener als bislang gekämpft werden muss, zeigt Obamas Initiative, zeigt die keineswegs unproblematische Militarisierung des

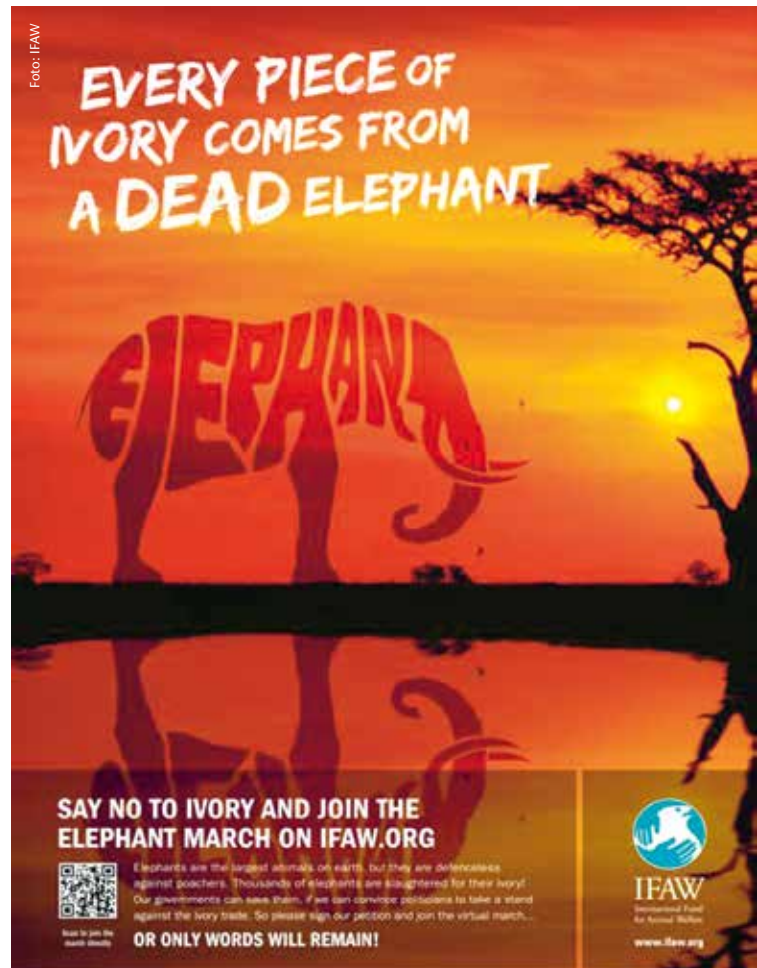
Anti-Wildereikampfes sowie der Einsatz von Interpol und der neuesten Methoden des versteckten Ermitteln mit falschen Identitäten und Infiltrationen mit versteckten Film- und Tonaufnahmegaräten in Wilderer- und Händlerkreisen.

Aber auch zahlreiche Individuen reagieren und thematisieren in den verschiedensten Ländern die Abschachtung der grossen Säugtiere unserer Zeit. In den sozialen Netzwerken wie Facebook und Twitter sind besorgte oder entsetzte Kommentare zu sehen. Häufig wird auch gleich zur Eigeninitiative und zu Aktionen aufgerufen. Am 4. Oktober, dem Welttierschutztag, sollen überall auf der Welt Menschen für das Überleben der Elefanten demonstrieren. Der «Marsch der Elefanten», organisiert vom Internationalen Tierschutzfonds (IFAW), wird auch als ein Marsch gegen den Handel mit Elfenbein verstanden («Nein zum Elfenbeinhandel. Sonst bleiben nur Worte»).

Auch zahlreiche Engagierte in Kenia und Tansania werden sich am Marsch für das Überleben der Elefanten beteiligen. Ein vorgängiger Marsch für die Rüsseltiere führte zwischen dem 24. August und 14. September von Arusha nach Dar-es-Salaam. Organisiert wurde der 650 Kilometer lange Walk for Elephant zum Büro des Präsidenten Kikwete vom African Wildlife Trust. Viele verstehen die Elefanten als würdige Vertreter anderer bedrängter Wildtierarten wie Nashorn, Giraffe, Löwe, Büffel oder Flusspferd. Denn noch scheinen ihnen die Chancen intakt, den grossartigen Wildtieren Afrikas trotz allem eine Zukunft zu sichern.



Ranger, Kenia



Betrogenes Afrika

Die afrikanischen Länder verloren in den letzten drei Jahrzehnten über 1200 Milliarden Dollar – ohne dass auch nur ein Dollar Steuergeld dafür bezahlt worden wäre. Rund 80 Prozent aller illegalen Finanzabflüsse aus Entwicklungsländern stammen aus manipulierten Handelstransaktionen von Konzernen, die teils ihren Sitz in der Schweiz haben.

Afrika wird weiterhin ausgenutzt. Denn es sind keineswegs nur reiche Länder wie die USA oder die EU-Staaten, die unter dem «Abfluss» nicht versteuerter Gelder ins Ausland leiden – ebenso betroffen sind afrikanische Entwicklungsländer. Dabei bräuchten diese die verlorenen Staatseinnahmen dringend, um beispielsweise die Armut, Arbeitslosigkeit, Umweltzerstörung und die Folgen des Klimawandels bekämpfen zu können. Dies zeigt eine neue Studie der Afrikanischen Entwicklungsbank und des Forschungsinstituts Global Financial Integrity.

Die Ende Juni an der Jahrestagung der Afrikanischen Entwicklungsbank in Marrakesch veröffentlichte Studie zeigt, um welche schwindelerregenden Beträge es geht. Die Untersuchung stammt von der Afrikanischen Entwicklungsbank, welche auch von der Schweiz mitfinanziert wird,

und dem renommierten Forschungsinstitut Global Financial Integrity (GFI). Kernaussage: Die Schwarzgeldabflüsse («illicit financial flows») aus Afrika betragen von 1980 bis 2009 zwischen 1,2 bis 1,3 Billionen Dollar.

Dabei seien die Zahlen der Studie eher konservativ geschätzt. Sie beruhen auf der Analyse von Fehlbeträgen in offiziellen Handelsstatistiken und Zahlungsbilanzen. Jedenfalls übersteigen die geschätzten Schwarzgeldflüsse die Summe aller Hilfgelder, Direktinvestitionen und weiterer Finanzzuflüsse, von denen der afrikanische Kontinent im untersuchten Zeitraum profitieren konnte. Der Bericht fordert in all jenen Ländern, die vom Schwarzgeld aus Afrika profitieren, harte Gegenmassnahmen. Er verlangt, dass die natürlichen Personen, die sich hinter Unternehmen, Trusts und Stiftungen verbergen, in öffentlich zugänglichen Handelsregistereinträgen erfasst werden. Zudem sollen multinationale Konzerne in ihren Sitzlän-



Mühevoller Holztransport, Tansania

dern zu einer transparenten Rechnungslegung verpflichtet werden. Deshalb fordert jetzt Alliance Sud, die entwicklungspolitische Arbeitsgemeinschaft der Schweizer Hilfswerke, den Schweizer Bundesrat auf, sich diese Empfehlungen «dringend zu Herzen zu nehmen». Die Begründung von Mark Herkenrath, dem Finanzexperten der Organisation: «Leider ist die Schweiz noch weit davon entfernt, Schwarzgeldflüssen aus Entwicklungsländern einen Riegel vorzuschieben.»

Bei den Banken brauche es nicht nur eine wesentliche Erweiterung der Sorgfaltspflichten, wenn sie ausländische Gelder annehmen, sondern auch deutlich schärfere Kontrollen und Sanktionen. Solche Massnahmen fehlten aber in der geplanten Revision des Geldwäschereigesetzes, so Herkenrath. Ausserdem sehe die Revision keine öffentlichen Handelsregistereinträge vor, die Auskunft über die wahren Besitzer von Handelsunternehmen und anderen Firmen geben. «Damit bleibt sie

weit hinter den jüngsten Empfehlungen der Afrikanischen Entwicklungsbank zurück», kritisiert Alliance Sud.

Dass die raffgierigen Herrschenden nicht erwähnt werden, begründete Herkenrath auf Anfrage gegenüber HABARI mit der Verhältnismässigkeit: «Tatsächlich spielen Potatengelder eine wichtige Rolle. Obwohl ihnen immer wieder grosse mediale Aufmerksamkeit zukommt, ist ihre Bedeutung aber wesentlich kleiner als diejenige der Steuerhinterziehung durch Unternehmen. Das Forschungsinstitut Global Financial Integrity, das an der zitierten Studie massgeblich mitbeteiligt war, zeigte in einer früheren Untersuchung, dass rund 80 Prozent aller illegalen Finanzabflüsse aus Entwicklungsländern auf manipulierte Handelstransaktionen zwischen und innerhalb von Unternehmen zurückgehen.» fss



Auflösung der Parkgrenzen

Selbst der berühmte Serengeti-Nationalpark ist nicht vollkommen geschützt. In ihm tummeln sich neben Wilderern auch Siedler mit ihren Rinderherden. Ein Insider schildert Geheimgehaltenes.

Was sich alles in den weiträumigen Nationalparks Afrikas abspielt, wird oft mangelhaft oder gar nicht thematisiert. Entweder weil die Kenntnisse darüber fehlen oder weil Behörden, Umwelt- oder Tourismusorganisationen nicht interessiert sind, die Situation mit Meldungen zu «dramatisieren». So erfährt die Öffentlichkeit nichts oder nur selten etwas über die wahren Ausmasse der Wilderei, der Abholzung oder über den illegalen Aufenthalt von Siedlern oder Rinderherden in den Parks.

Dies trifft auch auf die berühmte Serengeti in Tansania zu. An deren von den Parkbehörden schlecht überwachten Ostgrenze zum umstrittenen Loliondo-Gebiet spielt sich selbst Illegales innerhalb der Parkgrenzen ab, was nicht bekannt gemacht wird. Eine tansanische Person, die in dem Gebiet regelmässig Fuss-Safaris begleitet und gut mit den Einheimischen vernetzt ist, schilderte HABARI gegenüber ihre Beobachtungen. Vorauszuschicken ist, dass in einem Nationalpark das Gehen, Siedeln, Rinderhüten, Holz sammeln, Jagen strikte verboten ist. Allerdings darf dieser Teil der Serengeti seit vier Jahren von geführten Touristengruppen bewandert werden. Die der Redaktion bekannte Person:



Foto: Gian Schachenmann

Waschung

Serengeti «Flyover Highway»

Serengeti «Flyover Highway». Der mögliche Bau einer Schnellstrasse quer durch den Norden der Serengeti erregt weiterhin die Gemüter. Dies trotz des Einlenkens der international unter Druck geratenen Regierung Tansanias, diese für die Tierwanderungen verheerende Handelsstrasse nicht zu bauen. Und dies trotz der von der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft zusammen mit der deutschen Bundesregierung und der Weltbank geförderten Alternative einer Süd-Umfahrung des berühmten Nationalparks. So leicht verschrecken lässt sich das Gespenst baulicher Grosseingriffe in der Nord-Serengeti nicht. Immer wieder werden angebliche Pläne für eine Eisenbahnlinie oder eben doch einen Highway diskutiert. Und nun hat sich auch der international bekannte Kenianer und Paläoanthropologe Richard Leakey (Bild), ehemaliger Direktor des Kenya Wildlife Service, mit einer eher seltsamen Idee gemeldet. Er sagte letzten Mai in den USA an einem Kongress gegen die Wilderei, man könne ja die 30 Kilometer durch die Nordserengeti auch mit einer auf Pfeilern ruhenden Strasse überqueren. Wenn das in New Jersey ginge, weshalb nicht auch in der Serengeti, meinte Leakey, der sich einst als erfolgreicher Naturschützer einen Namen gemacht hatte. Die Reaktionen: Kopfschütteln, Gelächter, bissige Kommentare und praktisch keine Zustimmung. Die Nichtregierungsorganisation Save the Serengeti versuchte hierauf laut eigenen Angaben vergeblich, mit Leakey zur Idee eines Viadukts ins Gespräch zu kommen. Der weisshäutige Kenianer habe leider nur verbittert, aggressiv und mit rassistischem Unterton geantwortet. Der grosse Leakey, einst auch rühriger Parteigründer und Parlamentarier in Kenias Regierung sowie Opfer eines Flugzeugabsturzes, der ihm beide Beine kostete, scheine heute an Realitätsverlust zu leiden, meinen Kritiker. fss



«Wir marschierten diesen Juli innerhalb der Serengeti-Nationalparks. Zunächst stiessen wir auf die Überreste eines Elefanten. In einem Schulterblatt steckte eine Kugel und die Stosszähne waren offensichtlich mit einer Axt herausgehauen worden. Dann stiessen wir auf zwei Rinderherden. Wir waren so nahe, dass

wir die Rinder schätzen konnten – es waren rund 200 Tiere. Später gerieten wir auch an grosse Ziegenherden mit etwa 1000 Tieren. Unser Führer, ein Massai-Dorbojäger, ging zu den Hirten und unterhielt sich mit ihnen. Nach seiner Rückkehr berichtete er uns, was er erfahren hatte. Innerhalb des Parks

seien zurzeit sechs grosse Massai-Siedlungen (Bomas) mit insgesamt etwa 1200 Rindern.

Diese Siedler kämen aus der Gegend des Soit Sambu Dorfes, wo es der Trockenheit wegen keinen einzigen Grashalm mehr hatte. Nach einigen Stunden Weitermarsch im Parkinneren entdeckten wir vier junge Massai.

Die Erklärung unseres Begleiters: So, wie die jungen Männer gekleidet und bewaffnet sind, seien es Jäger, die auf Löwenpirsch gingen. Das deckte sich mit meinen früheren Beobachtungen in diesem Ostteil der Serengeti, wo ich auch schon auf junge Löwenjäger getroffen war. Ein Massai-Freund erklärte mir vor wenigen Jahren bereits, diese Gegend sei für die jungen Massai der letzten Löwen wegen die bevorzugte Gegend, um sich mit dem Erlegen eines Löwen als Mann zu bestätigen. Die Krieger kämen von sehr weit und sogar vom Natronsee her. Geht das so weiter, werden auch in der Serengeti bald keine Löwen mehr überleben.

Vor allem zu denken gibt mir aber das Problem der Siedler, der Squatters, innerhalb der Serengeti. Das Problem wird nicht thematisiert, obwohl es Zündstoff birgt. Das grösste Problem sind nicht etwa die illegal grasenden Herden im Park, sondern die Bomas. Denn nach einiger Zeit wirkt das Gewohnheitsrecht, und dann bekommen die Behörden die Siedler nicht mehr aus dem Park hinaus. Das erlebten wir vor einigen Jahren im Westen der Serengeti, bei Nyamuma.

Der Rauswurf der illegalen Siedler endete mit Toten und in einem der grössten Gerichtsfälle für Menschenrechte in Tansania.

Was mich aber freut, ist, dass wir bei unseren Wanderungen durch die Ost-Serengeti kaum mehr auf Wilderercamps stossen. Vor vier Jahren, als wir erstmals das Gebiet begingen, trafen wir auf viele eilig verlassene Wildererverstecke mit toten Tieren und getrocknetem Fleisch. Aber die Präsenz der Tourismusorganisationen hat die Wilderer eindeutig vertrieben. Zu sagen ist aber auch, dass wir bei allen unseren vielen Safaris hier noch nie eine Patrouille der Tanapa-Parkbehörde gesehen haben. Noch nie! Die Ranger wollen sich hier offensichtlich nicht mit den Massai anlegen. Meine Beobachtungen vom Juli über die Tierherden und die Bomas habe ich natürlich den Rangern in Seronera mitgeteilt. Vonseiten der Tanapa, die mit ihren Flugzeugen im Bild sein sollte, habe ich nie mehr etwas gehört. Jetzt haben wir September – und die Bomas und Tierherden sind immer noch da.» 75

Ozeane: Erkenntnisschock

Der Klimawandel wirkt sich wider die bisherigen Hoffnungen ebenso dramatisch auf die Ozeane und seine Lebewesen aus wie auf das Land und dessen Geschöpfe. Dies das Fazit einer neuen, «schockierenden» Wissenschaftsstudie.

Den Weltmeeren geht es schlechter als bislang angenommen. Zum drohenden Leerfischen der Fischbestände und zu ihrer unablässigen Verdrückung gesellt sich nun die nachgewiesene Unterschätzung der Folgen der Meereserwärmung. Mit Bestürzung haben Meeresforschende der kalifornischen Universität von Santa Barbara in einer drei Jahre dauernden und weltumspannenden Studie herausgefunden, dass die Erwärmung der Ozeane viel dramatischere Auswirkungen hat als bislang angenommen.

Die Meere milderten die Folgen der Klimaerwärmung nicht ab, im Gegenteil, sie reagierten mindestens ebenso empfindlich wie die Lebewesen auf dem Land, fasst die Biologin, Mitverfasserin und Co-Nobelpreisträgerin Camille Parmesan zusammen. Die Resultate, ergänzte ein weiterer Mitautor, John Pandolfi, gegenüber dem Magazin «Nature Climate Change», seien für die Forschenden ein «ziemlicher Schock» gewesen.

Wirtschaft betroffen

So würden Meereslebewesen ihre Brutzeiten ändern und ihre Lebensräume noch viel schneller in Richtung der kühleren Polargebiete verlegen als die auf dem Land lebenden Arten, kamen die Forschenden des Santa Barbara's National Center for Ecological Analysis and Synthesis, NCEAS, in einer Studie zuhanden des Internationalen Klimarats (IPCC) zum Schluss. Diesem wird erstmals eine Untersuchung vorgelegt, welche die zahlreichen verschiedenen Auswirkungen des Klimawandels auf die Meere untersuchte. Weltweit beobachtet wurde unter anderem das Verhalten von Meeressäugern, Fischen, Plankton, Krustentieren, Quallen, Seevögeln, Schildkröten, Seegrass und Algen.

Veränderungen in der Natur von derart grossem Ausmass, präzisierte Paläoökologie-Professor Pandolfi, führten bei den betroffenen Lebewesen zu drei Reaktionen: Abwanderung, Anpassung oder Aussterben. Würden die Meeresorganismen abwandern oder aussterben, werde dies negative Auswir-

kungen auf die von den Ozeanen abhängigen Wirtschaftszweige wie die Fischerei- und Tourismusindustrie haben. Damit werden



Foto: Ruedi Suter

Indischer Ozean

bereits spürbare Notstände verschärft: Das Leerfischen der Meere treibt heute bereits ganze Küstenbevölkerungen in Erwerbslosigkeit und Armut.

«Alles dransetzen»

John Pandolfi weist aber auch, wissenschaftlich korrekt, darauf hin, dass sich das Meeresleben eventuell den klimatischen Veränderungen anpassen könne und sich so möglicherweise neue Chancen für die Menschheit ergeben könnten. Welche, das müsse erst abgewartet werden. Jedenfalls aber beweise die neue Studie, dass sich das Leben in den Ozeanen sehr rasch verändere. Und deshalb wären Regierungen, Marinefachleute, Fischende und andere Menschen, die vom Meer leben oder sich mit ihm befassen, gut beraten, dies in ihre Zukunftspläne einzubeziehen.

«Beispielsweise», so Pandolfi, «müssen wir alles daransetzen, die Belastungen der Meere so zu reduzieren, dass die abwandernden Lebewesen in den Ozeanen die besten Bedingungen finden, um sich in ihren neuen Lebensräumen ansiedeln zu können.» Womit der Ball wieder bei den Verantwortungsträgern der Regierungen und der Wirtschaft wäre. Und natürlich bei uns allen, die konsumieren und konsumieren – und dabei massenweise Abfall jeder Art mit Endstation Ozean produzieren. 75

Ist Afrika friedlicher geworden?

Im Vergleich zu Asien weist Afrika weniger kriegerische Auseinandersetzungen auf. Ob der Kontinent deshalb auch wirklich friedlicher geworden ist, darüber streiten sich selbst Friedensforschende. Sicher ist, dass der Vernichtungskrieg gegen die Wildtiere schlimmer tobt als je zuvor.

In der Rangliste der bewaffneten Konflikte steht Asien (ohne Nahen Osten) vor Afrika. Dies belegt eine Untersuchung der Friedensforschung an der Universität Uppsala der Jahre 1989 bis 2011, wie die NZZ berichtete. Doch nicht nur in Afrika, sondern weltweit sei die Zahl der Kriegstoten seit dem Ende des Kalten Krieges stetig am Sinken. Vorher nahmen bewaffnete Konflikte weltweit kontinuierlich zu und erreichten 1992 mit 53 aktiven Konflikten den Höhepunkt. Seither sinkt die Zahl und 2010 lag sie noch bei 31 aktiven kriegerischen Ereignissen.

Die Suche nach Erklärungen für diese Entwicklung beschäftigt die Friedensforschung ebenso wie andere Disziplinen. Steven Pinker, Psychologieprofessor an der

und Intensität von Kriegen abnahm. Gleichzeitig begann die Menschheit, Andersdenkende und Minderheiten zu tolerieren und deren Rechte zu schützen. Pinker führt diese Entwicklung in erster Linie auf die menschliche Zivilisierung, Vernunft und Fähigkeit zur Empathie zurück. Also ein Grund zur Hoffnung?

Neue Konfliktherde

Es gibt auch Anzeichen, die dagegen sprechen. So sinkt beispielsweise die Anzahl der Friedensverträge markant. 2011 wurde gerade noch ein einzelnes Abkommen registriert, jenes zwischen dem Sudan und der Rebellengruppe SPLM-N. Jedoch wurde dieses

geben aber Anlass zur Sorge. Dabei decken die Daten aus Uppsala nur eine Form von Gewalt ab und sagen beispielsweise nichts aus über kriminelle oder wirtschaftliche Gewalt. Doch auch diese sind Gift für das nachhaltige Wohl eines Landes und seiner sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung. Und soziale und wirtschaftliche Spannungen bergen ihrerseits das Potenzial für neue Kriege. Zweifellos hat die Gewalt der Menschen gegenüber ihrer Umwelt und den Wildtieren zugenommen.

Afrika keine Ausnahme

Sind wir Menschen bereits kriegerisch auf die Welt gekommen? Können wir nicht anders als unter bestimmten Umständen Kriege vom Zaun zu brechen? Oder werden uns Kriege eben durch diese Umstände aufgezwungen, um uns zum Beispiel Lebensnotwendiges wie Wasser und Rohstoffe zu sichern? Die Frage treibt seit langem schon Forschende um, wobei sie sich auch in die Haare geraten. Nun wollen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der finnischen Åbo Akademi in Vasa offenbar herausgefunden haben, dass unsere jügendlichen und sammelnden Vorfahren vermutlich weniger kriegerisch waren als bisher angenommen.

Die ForscherInnen beziehen sich dabei auf die Auswertung einer ethnografischen Datensammlung von heute noch lebenden indigenen Völkern, die ihren Lebensunterhalt zu 95 Prozent durch Jagen und Sammeln bestreiten. Danach wären zwei Drittel aller gewaltsamen Todesfälle Folgen von internen Streitigkeiten und nur selten Kriege mit anderen Stämmen. Allerdings sind nicht alle WissenschaftlerInnen mit

der Studie einverstanden. Es handle sich nur um eine Liste von Anekdoten, erklärte der Anthropologe Kim Hill in der Wissenschaftszeitung «Science». Er glaubt, dass Kriege ausreichend häufig waren, um die Entwicklung menschlicher Gesellschaften zu beeinflussen. nzz/fss



Textilhändlerinnen in Moshi, Tansania

Universität Harvard, vertritt die These, dass die Menschheit insgesamt gewaltloser werde. Er stützt sich dabei auf archäologische, historische und aktuelle Daten. So kommt er zum Schluss, dass das Leben über die Jahrhunderte friedlicher geworden sei. Die Mordquote sank ebenso markant, wie die Anzahl

Abkommen nie umgesetzt und die Gewalt ging fast ohne Unterbruch weiter. Auf die sinkende Zahl von Friedensverträgen folgt leider auch eine erneute Zunahme von bewaffneten Konflikten.

Die Welt wurde in den letzten zwanzig Jahren friedlicher. Die Zahlen der letzten Jahre

STREIFLICHT

■ **Mosambiks Nashörner tot.** In Mosambik sind die Nashörner mit grosser Wahrscheinlichkeit ausgestorben. Diese traurige Nachricht teilte der Internationale Tierschutz-Fonds (IFAW) in Deutschland mit. Demnach haben Wilderer mit Unterstützung korrupter Ranger im grenzübergreifenden Grossen Limpopo-Nationalpark die letzten verbliebenen 15 Nashörner des Landes getötet. «Es ist mehr als erschütternd, dass Ranger jetzt zum Feind geworden sind im Kampf um den Schutz der Nashörner», bedauert Robert Kless, Leiter der Wildtierhandelskampagne beim IFAW. «Dass die gesamte Nashornpopulation eines so wichtigen Schutzgebietes ausgelöscht werden kann – und das mit Hilfe der Parkwächter –, sagt alles über die tödliche Entschlossenheit der Wildtierhändler. Die Wilderer machen vor nichts Halt, um an ihre Beute zu kommen.» Der Limpopo-Nationalpark ist Teil des Grossen Limpopo-Nationalparks, der sich über Südafrikas Krüger-Nationalpark, Mosambiks Limpopo-Nationalpark und den Gonarezhou-Nationalpark in Simbabwe erstreckt – insgesamt ein Gebiet von 35 000 Quadratkilometern. Das südafrikanische Umweltministerium habe mitgeteilt, dass der Krüger-Nationalpark weiterhin das am stärksten von der Nashornwilderei betroffene Gebiet sei. Seit Januar 2013 wurden dort 180 der insgesamt 249 in Südafrika gewilderten Nashörner getötet. Letztes Jahr wurden 668 Nashörner in Südafrika abgeschlachtet. *ifaw* ◀

■ **Weltgrösstes Wasserkraftprojekt bedroht Kongo.** Ein gigantischer Staudamm droht nun auch dem grössten Fluss Afrikas. Die Demokratische Republik Kongo (DRC) will zusammen mit Südafrika 2015 im Westen nahe Inga mit dem Bau eines Wasserkraftwerks loslegen, das bei weitem die bislang grösste Stauanlage der Welt übertreffen soll – das Drei-Schluchten-Kraftwerk am Jangtsekiang in China (18 000 Megawatt). Mit dem Bau der Anlage «Grand Inga», so wurde im Mai vom Kongo und von Südafrika in Paris beschlossen, will man im Oktober 2015 beginnen. Einmal in die Land-

schaft gesetzt, soll das Kraftwerk rund 40 000 Megawatt Strom liefern, wovon ein guter Teil von Südafrika gekauft werden soll. Am Unterlauf des Kongoflusses stehen bereits zwei Wasserkraftwerke, Inga I (Bild) und II. Mit Grand Inga würde der Fluss neu völlig umgeleitet und aufgestaut. Die Realisierung des Mammutprojektes dürfte mindestens 80 Milliarden Dollar verschlingen. Die Kritiker verweisen auf die Korruption und befürchten eine riesige Verschuldung der DRC. Aus ökologischer Sicht befürchten sie die auch anderswo längst schon festgestellten Auswirkungen grosser Stauanlagen: Die Zerstörung der Lebensgrundlagen für Menschen und Tiere in der näheren und weiteren Umgebung des Staudamms. *rs* ◀

■ **Wegweisende Fischzuchten.** Nun wird in Tansania die Fischproduktion im Süsswasser forciert. Nach einem Bericht des «Guardian» steigerten die Fischzüchter von fünf Dörfern in der Iringa-Region mit Aquakultur und schwimmenden Drahtkäfigen ihr Einkommen. Gleichzeitig reduzierten sie die Abhängigkeit vom Wald. Und so gingen die frischgebackenen Fischer vor: Sie legten in der Nähe ihrer Häuser Weiher an, welche mit Regenwasser gefüllt wurden. Dann setzten sie jeweils 600 Fische

ein. Nach rund einem halben Jahr können sie wieder herausgefangen werden. Sie wiegen dann 500 Gramm oder haben Tellerlänge, was die Hotels bevorzugen. Geeignet ist der Tilapia. Zu Beginn hatte jedes Dorf drei Fischweiher, nun besitzen einige bis zu 78 Weiher. Es gibt insgesamt 303 Weiher. *fss* ◀

■ **Reise-App vom EDA.** Die Schweizerinnen und Schweizer reisen gerne und oft. Doch plötzlich kann es im Ausland zu einer Notsituation kommen, bei der die Reisenden auf Hilfe aus der Heimat angewiesen sind. Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) hat dafür extra die Internetplattform «itineris» eingerichtet, die neu auch als App zur Verfügung steht. Damit sind jederzeit und überall die aktuellen EDA-Reisehinweise mit Informationen zur Sicherheitslage im Reiseland erhältlich. Darüber hinaus besteht weltweit Zugang auf die itineris-Plattform. Sind die Reisenden auf Unterstützung der Schweizer Auslandvertretung vor Ort angewiesen, finden sie in der App ferner die mit Google Maps verknüpften Adressangaben und Öffnungszeiten der örtlichen Vertretungen und sie können direkt mit diesen Verbindung aufnehmen. Die neue itinerisApp kann nach vorgängiger Registrierung mit einem Smartphone (Betriebssystem iOS oder Android) kostenlos auf Deutsch, Französisch oder Italienisch aus dem Internet heruntergeladen werden unter www.itineris.eda.admin.ch. *fss* ◀



■ **Erdöl statt Gorillas?** Er ist der älteste Nationalpark Afrikas und er ist ein Unesco-Weltnaturerbe – der Virunga-Nationalpark in der Demokratischen Republik Kongo (DRC). Doch deren Regierung unter Präsident Joseph Kabila hat 85 Prozent seiner Fläche für Ölkonzessionen frei gegeben. Kinshasa will rasch und viel Devisen einfahren. Und der britische Erdölkonzern Soco International PLC möchte diese Chance auch wahrnehmen, möchte angeblich den Einheimischen mit neuen Arbeitsplätzen helfen und wenn immer nur möglich Öl fördern just in dem Naturparadies, das den vom Aussterben bedrohten rund 400 Berggorillas die letzte Zuflucht bietet. Damit sind die Wildtiere und der Park, dem der WWF «die grösste Artenvielfalt Afrikas» nachsagt, hochgradig gefährdet. Den für UmweltschützerInnen «hirnrissigen» Begehrlichkeiten von Regierung und Ölkonzern stemmt sich nun der WWF mit einer Petition entgegen. Ihr Titel: «Bis hierher und nicht weiter!» Ihre Site: www.wwf.ch/virunga. Ihr Ziel: Unterschriften en masse zu sammeln, um Soco verbindlich zur Aufgabe seiner zerstörerischen Pläne zu zwingen. Die Begründung der Umweltorganisation: «Der Park ist Lebensgrundlage von mehr als 50 000 Menschen, die für Trinkwasser und Fisch auf ein intaktes Ökosystem in Virunga angewiesen sind.» *rs* ◀

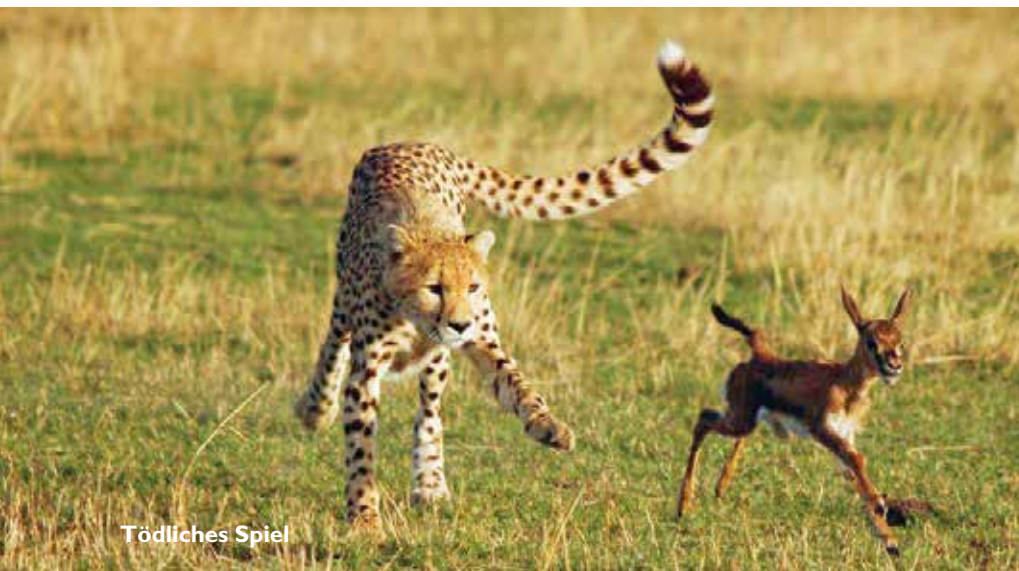
FSS-Einladung

FSS-Budgetversammlung
12. November um 19:30 Uhr
Zoo-Restaurant Zürich

Karibu sana!

Herzlich willkommen: Bringen Sie Ihre Freunde, Freundinnen, Bekannten und Verwandten mit. Wir freuen uns auf alle.





Tödliches Spiel

Foto: Gian Schachenmann

SPRINTER

Überhitzen Geparde?

Können sich Geparden beim Spurt überhitzen? Nein, sie brechen ihre Jagd nicht vorzeitig ab, weil sie überhitzt sind. Tatsächlich steigt die Körpertemperatur der Raubkatzen erst nach dem Schlagen einer Beute stark an. Das haben Robyn Hetem von der Witwatersrand-Universität und ihre Kolleginnen herausgefunden und im Fachblatt «Biology Letters» publiziert. Noch immer werde von Safariführern, naturkundlichen Medien und sogar von Lehrbüchern die Meinung verbreitet, dass die schnelle Jagd den Temperaturanstieg bewirke. Die neuen Messungen an freilebenden Geparden belegten jedoch, dass sie falsch sei. Hetem und ihre Kolleginnen implantierten sechs freilebenden Geparden in Namibia winzige Sensoren, die über sieben Monate ständig die Körpertemperatur und die Beschleunigung der Tiere erfassten. So konnten die Forscherinnen eine Vielzahl erfolgreicher und erfolgloser Jagden beobachten und identifizieren. Doch selbst bei mehreren erfolglosen Jagden stieg die Körpertemperatur nicht merklich an. Anders bei einer erfolgreichen Jagd: Dann stieg die Körpertemperatur des Geparden langsam um durchschnittlich 1,3 Grad Celsius und blieb für eine Dreiviertelstunde erhöht. Interessanterweise galt dies auch für ein Männchen, das aufgrund einer Verletzung vorübergehend nicht jagen konnte, jedoch an der Beute eines Bruders mitfressen durfte. Nach Ansicht der Forscherinnen dürfte der Temperaturanstieg also eher eine Folge von Stress und extremer Wachsamkeit beim Fressen darstellen. Grund für Nervosität haben Geparde auf jeden Fall: Zwei der sechs Tiere wurden im Studienzeitraum ihrerseits von Leoparden getötet. Der Mythos vom raschen Temperaturanstieg beim Jagen geht auf eine Studie zurück, die Anfang der 1970er-Jahre mit zwei handzahmen Geparden durchgeführt worden war.

Dabei mussten die Tiere bei mässigem Tempo bis zu zwei Kilometer auf einem Laufband gehen, bevor sie mit einer Körpertemperatur von 40,5 Grad Celsius förmlich einbrachen. In der freien Wildbahn sprinte ein Gepard selten länger als 300 Meter, erklärt Hetem. fss

MAKIBÄR

Neues Säugetier entdeckt

Es ist eine kleine Sensation: Forschern ist es nach langjährigen Recherchen gelungen, eine neue Makibärenart zu entdecken, wie die Zeitschrift «Tierwelt» berichtete. Die Beschreibung des kleinen Makibären (*Bassaricyon neblina*) belege einmal mehr, dass die Natur längst nicht vollständig erforscht sei, erklärt Kristofer Helgen vom Smithsonian-Museum für Naturgeschichte in Washington. «Wenn es noch immer neue Raubtiere zu entdecken gibt, welche anderen Überraschungen erwarten uns dann noch?» Eher zufällig stiessen Helgen und sein Team auf das Tier, als sie die gesamte Gattung mit bis dato fünf beschriebenen Arten einer gründlichen Revision unterzogen. Zur Verblüffung der Forscher offenbarte die Untersuchung fast aller weltweit vorhandenen Museumsexemplare im Verein mit DNA-Tests die Existenz einer 6. Spezies, die zwar vielfach ausgestellt und sogar in Zoos gehalten worden war, jedoch nie als eigenständige Art erkannt worden war. Gemeinsam mit mehreren Kollegen organisierte Helgen schliesslich eine Expedition, die es ermöglichte den Neuling in seinem natürlichen Lebensraum der Nebel-

wälder zu beobachten. Die kleinen Raubtiere leben in Südamerika und sehen etwa wie eine Mischung aus Katze und Teddybär aus. Die Baumbewohner fressen überwiegend Früchte und nur gelegentlich Insekten oder kleine Wirbeltiere. Der kleine Makibär unterscheidet sich rein äusserlich von seinen Verwandten darin, dass er nur ein Kilogramm wiegt, etwas schlanker gebaut ist und ein längeres, dichteres Fell besitzt. Die Daten zu den Museumsexemplaren zeigten zudem, dass er an den Hängen der nördlichen Anden in Höhen von bis zu 3000 Metern lebt, während die übrigen Makibären oder Olinguitos (sie heissen so, weil sie stinken!) typischerweise nicht über 2000 Meter steigen. «Die Nebelwälder der Anden sind eine Welt für sich und bergen eine Vielzahl von Spezies, die nirgends sonst vorkommen und von denen viele in ihrem Fortbestand bedroht oder akut gefährdet sind», stellt Helgen fest. Auch der Olinguito sehe einer ungewissen Zukunft entgegen, da bereits heute fast die Hälfte seines Lebensraums in landwirtschaftliche oder Siedlungsflächen umgewandelt worden sei. «Wir hoffen, dass der Olinguito als Botschafter-Spezies für die Nebelwälder Ecuadors und Boliviens fungieren und die weltweite Aufmerksamkeit auf diesen extrem wichtigen Lebensraum lenken kann.» fss

SCHULDENLAST

Afrika besser als Industrieländer

Eine aufrüttelnde Erkenntnis: Die so genannten «Entwicklungsländer» sind heute weniger stark verschuldet als die meisten Industrieländer. Laut einem Bericht der NZZ macht dies die bislang als hoffnungslos geltenden afrikanischen Entwicklungsländer aufgrund ihrer finanziellen Stabilität zunehmend interessanter für internationale Investoren. Diese Entwicklung der Schuldenquoten lässt sich seit 2000 verfolgen. Während im Jahre 2000 die grossen Industrieländer der G7-Staaten eine Schuldenquote (Staatsschulden in Prozent des Bruttoinlandprodukts [BIP]) von 77 Prozent (Euro-Zone 69 Prozent) aufwiesen, betrug sie damals für die afrikanischen Länder südlich der Sahara 71 Prozent. Inzwischen ist die Kennzahl in der G7 auf 124 Prozent (Euro-Zone 95 Prozent) gestiegen, wo sie laut Prognosen des Internationalen Währungsfonds (IMF) auch verharren dürfte. Für die afrikanischen Länder sank die Quote bis 2008 währenddessen auf 29 Prozent. Momentan liegt sie bei rund 34 Prozent. Verantwortlich für diese erfreuliche Entwicklung in Afrika sind unter anderem erfolgreiche Stabilisierungen der Staatsbudgets, ein gestiegenes Wirtschaftswachstum und erstarkte Währungen. Nicht zuletzt tragen auch die über Jahre verfolgten institutionellen und wirtschaftlichen Reformen Früchte. Der grösste messbare Beitrag entstammt dem eigentlichen Schuldenerlass unter der «Heavily Indebted Poor Countries»-



Foto: Mark Gurney

Makibär

Initiative (HIPC) und der «Multilateral Debt Relief»-Initiative» (MDRI). Dadurch ist in den afrikanischen Ländern südlich der Sahara die durchschnittliche Schuldenquote von 100 Prozent des BIP (2000) zeitweise auf unter 40 Prozent gefallen. Würde man noch dazurechnen, wieviel Geld fehlt, das schwarz von Regierungsverantwortlichen ins Ausland verschoben wird, sähe die Zahl noch bedeutend besser aus! fss

Foto: iStock

T-Rex: Bissig



SAURIER RACHEN

Zahnwechsel ohne Ende

Das Leben der pflanzenfressenden Dinosaurier war nicht einfach: Um satt zu werden, mussten sie Unmengen an pflanzlicher Nahrung vertilgen. Das beanspruchte ihre Zähne derart, dass diese schon nach ein paar Wochen völlig abgenutzt waren und durch neue ersetzt werden mussten. Das fanden amerikanische Forschende nun heraus. «Gewissermassen setzten Sauropoden also auf Masse statt auf Klasse», erklärt Michael D'Emic von der Universität in Stony Brook. Im Gegensatz dazu verfügen die heutigen grossen Pflanzenfresser über widerstandsfähige Zähne mit hohen Kronen und breiten Kauflächen. Mit Camarasaurus und Diplodocus untersuchten die Forscher um D'Emic und seinen Kollegen John Whitlock vom Mount Aloysius College zwei Sauropoden, die bis zu 18 beziehungsweise 27 Meter lang wurden. Die Riesen lebten im Oberjura vor etwa 150 Millionen Jahren und waren auf pflanzliche Kost spezialisiert, deren Verdauung eine gründliche Zerkleinerung erfordert. Die Wissenschaftler studierten Fossilien der beiden Urgiganten zunächst per Computertomografie, um die Zahl und Anordnung der Zähne zu bestimmen. Dann brachen sie einzelne Zähne

aus den Kiefern und zerschnitten sie der Länge nach in Scheiben, die sie wiederum schlifften und polierten, bis Licht hindurchschien. Unter dem Mikroskop konnten die Forscher nun die täglich gebildeten Wachstumslinien im versteinerten Zahnbein zählen und so das Alter des jeweiligen Zahns bestimmen. Beide Dinosauriergattungen besaßen neben den voll ausgebildeten Zähnen gleich mehrere kleinere Zähne, berichten die Forscher im Magazin «PLoS ON». Bei Camarasaurus fanden sich pro Zahn bis zu 3 dieser Ersatzzähne, die im gleichen Zahnfach auf der wangenwärts gelegenen Seite heranwuchsen. Gemessen an den Wachstumslinien, dürfte alle 62 Tage ein solcher Ersatzzahn seinen Vorgänger abgelöst haben. Bei Diplodocus mit bis zu 5 Ersatzzähnen pro Zahnfach könnte dies sogar alle 35 Tage geschehen sein. Die Austauschrate im Gebiss spiegle vielleicht die jeweils bevorzugte Nahrung wider, meint Whitlock. fss

wurde vermutet, dass zwischen den Zähnen der Warane verwesende Fleischfetzen zu einem toxischen Cocktail würden, mit welchen sie ihre Beute vergifteten. Dem sei nicht so, erläutert Bryan Fry von der University of Queensland. Im Maul der Warane finden sich demnach keine Bakterien, die bei einem Biss eine schnelle Blutvergiftung auslösen würden. Im Gegenteil seien Komodowarane sehr reinliche Tiere: Nach dem Fressen verbrachten die Tiere viel Zeit damit, Maul und Gebiss mit der Zunge und durch Reiben an Blättern zu säubern, so Fry. Mit seinem Team untersuchte er Speichel- und Zahnfleischproben von 16 in Zoos gehaltenen Tieren unterschiedlichen Alters. fss

WARANE

Keine Giftspritzer

Zugegeben: Komodowarane zählen nicht gerade zu den Sympathieträgern in der Tierwelt. Aber zumindest was ihre Jagdtechnik betrifft, ist ihr schlechter Ruf ungerechtfertigt. Bisher



Baby-Komodowaran



66 mal Afrika in bezaubernden Tiermärchen!

Band 1

«Wie Zebra zu seinen Streifen kam»

Band 2:

«Wie Stachelschwein zu seinen Stacheln kam...»

«Als Löwe fliegen konnte...»

Zusätzlich zu den beiden Büchern offerieren wir eine DVD «Tiere in Afrika» gratis.

Beide Bücher je 144 Seiten

CHF 27.90 + Porto

Hiervon erhält der FSS CHF 10.– als Spende!

Zu beziehen beim FSS:

Ursula Daniels

Fax: +41 (0)44 730 60 54

E-Mail: ursula.daniels@greenmail.ch



«Safaris für Gross & Klein»
Afrika
 vom Spezialisten

Let's go
 TOURS

Vorstadt 33, 8201 Schaffhausen, Telefon 052 624 10 77
 tours@lets-go.ch, www.lets-go.ch



A+M
AFRICA
TOURS

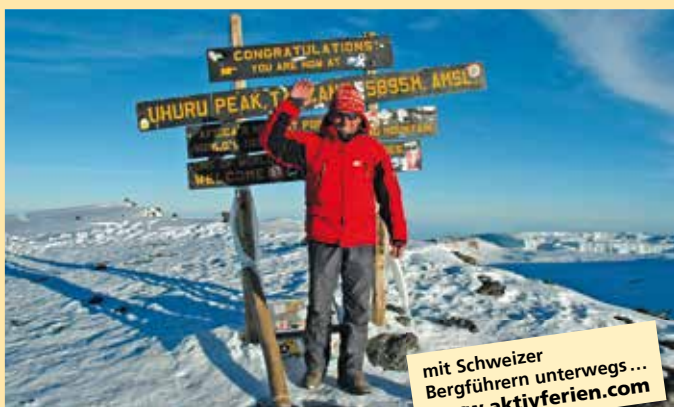
Tanzania

Lodge- und Campingsafaris im Norden und Süden
 West-Tanzania mit Mahale, Gombe und Katavi
 Saadani, Zanzibar, Pemba und Mafia Island
 Kilimanjaro, Mt Meru, Lengai und andere Berge Afrikas

... und ein umfassendes Angebot in Afrika

Uganda, Rwanda, Kenia, Äthiopien, Südafrika, Botswana,
 Namibia, Zimbabwe, Zambia, Malawi, Moçambique,
 Madagascar, Senegal, Burkina Faso, Ghana, Togo, Benin,
 Zentralafrika, Congo Brazzaville, Gabon, São Tomé / Príncipe

Katalogbestellung, Beratung und Buchung:
 Tel. 044 926 7979 Fax 044 926 1487
 travel@africatours.ch www.africatours.ch



Kilimanjaro-Spezialist seit 26 Jahren

Hansruedi Büchi, Gründer und Geschäftsführer von Aktivferien AG, hat den Kilimanjaro bereits 46-mal bestiegen. Wir bieten Gruppenreisen mit Schweizer Bergführern oder individuelle Touren an. Dank unserer langjährigen Erfahrung erreichen überdurchschnittlich viele Gäste den Gipfel.

Eigene Niederlassungen in Tanzania, Nepal, Peru, Ecuador und Südfrankreich.

Aktivferien AG

8472 Seuzach • 052 335 13 10
 admin@aktivferien.com • www.aktivferien.com



Tanzania individuell erleben

Naturnahe, individuelle Safaris mit sehr erfahrenen Driver-Guides
 Saisonale Privat-Camps an exklusiven, tierreichen Lagen
 Serengeti, Ngorongoro, Tarangire, Mahale, Katavi, Ruaha

Informationen und Katalog: www.flycatcher.ch

Flycatcher Safaris
 Mauerweg 7
 CH-3283 Kallnach
 Telefon +41 (0)32 392 54 50

FLYCATCHER
SAFARIS

Tanzania-Reisen für Anspruchsvolle – seit über 25 Jahren